

Lothar Becker
**Die Gandhi-Formel, Les Humphries und die
Mädchen vom Mars**



CARPATHIA
VERLAG

Lothar Becker

**Die Gandhi-Formel,
Les Humphries und die
Mädchen vom Mars**

Roman

Carpathia Verlag

Erstausgabe
1. Auflage 2025
©2025 Carpathia Verlag GmbH, Berlin

Bildmaterial: Adobe Stock
Umschlaggestaltung: Sandra Lina Jakob
Gesetzt aus der Utopia und der Aladin

Printed in Germany

ISBN 978-3-98630-040-1

Carpathia Verlag GmbH
Mittenwalder Str. 17
10961 Berlin

info@carpathia-verlag.de

www.carpathia-verlag.de

1. Kapitel

Der Anfang bestand aus einer Wand und noch einer Wand und einer Mauer und noch einer Mauer und aus Dächern und Schornsteinen und Garagen und Geschäften und Fabriken. Und all diese Wände und Mauern, Dächer und Schornsteine, Garagen, Geschäfte und Fabriken bestanden aus Ziegelsteinen. Aus roten und gelben Ziegelsteinen, verwaschenen und porösen, polierten und verwitterten Ziegelsteinen, aus neuen und jahrhundertealten Ziegelsteinen, aus Ziegelsteinen über Ziegelsteinen, die ich in den ersten vier Jahren meines Lebens nie anders als aus der Perspektive eines Kinderwagens sah. Nie sah ich einen blauen Himmel, nie den Asphalt der Straße. Da, wo ich hinzuschauen vermochte, war die Welt mit Ziegeln vermauert.

Es war eine Kindheit aus Ziegelsteinen. Wenn jemand zu mir in den Kinderwagen blickte, dann war sein Gesicht von Ziegelsteinen umgeben. Wenn die Sonne schien, schien sie auf Ziegelsteine. Wenn es regnete, regnete es auf Ziegelsteine. Es war eigenartig. Bis zu meinem vierten Lebensjahr haben mich

meine Eltern im Kinderwagen herumgefahren. Ich weiß nicht, warum. Vermutlich hielten sie es für richtig. Auch dann noch, als ich begann, während unserer Ausflüge relativ vernünftige Gespräche mit ihnen zu führen. Darüber, wie ich mir den Himmel vorstellte, zum Beispiel. (Wie einen Ziegelstein natürlich, rot und rechteckig.) Manchmal schnappte ich aber auch einen ihrer Gedanken auf und entwickelte ihn weiter.

Meine Eltern unterhielten sich oft über chemische Grundbaustoffe. Weil sie es nicht ausstehen konnten, emotional zu sein. Sie kamen sich auch nie besonders nahe. Wenn die Hand meines Vaters zufällig die Hand meiner Mutter am Griff des Kinderwagens berührte, flüchtete sie sofort auf die andere Straßenseite. Dann schob mein Vater den Wagen allein weiter. Ich hielt das für in Ordnung. Mein Vater sah mich nie an, wenn er den Kinderwagen schob. Er drehte seinen Kopf zur Seite und eröffnete mir die Sicht auf eine Unzahl bizarrer Ziegelsteinwelten, die mir bis dahin verborgen geblieben waren. Mit Mutter war es gerade umgekehrt. Wenn sie den Kinderwagen schob, sah sie mich ständig an, was auch nicht besser war. Ich mochte das eine so wenig wie das andere. Ich hatte den Kinderwagen satt, ich wollte raus. Aber nichts passierte. Tag für Tag schoben mich meine Eltern durch die Stadt, und wenn ich aufstehen wollte, drückten sie mich sanft nach unten auf das Kissen, und wieder blickte ich auf Ziegelsteine, Ziegelsteine.

Eines Tages begann ich dann plötzlich zu laufen. Ich stieg aus dem Kinderwagen und lief los. Ich musste nicht erst üben. Es war da. Ich sagte »Achtung!« und

schoss an meinen fassungslosen Eltern vorbei um die nächstbeste Ecke. Zum ersten Mal sah ich die Welt, wie sie wirklich war. Es war total bizarr. Da gab es Dinge, die tatsächlich keinerlei Ähnlichkeiten zu Ziegelsteinen aufwiesen: Pflanzen, obskure, vierbeinige Lebewesen, Schaufenster voller bunter Gegenstände. Ich war völlig perplex, als ich etwas entdeckte, wovon ich später hörte, dass es Blume genannt wurde oder Wolke oder Straßenbahn. Ich lief unter den am Straßenrand stehenden Bäumen entlang und sah, wie über mir der Schatten eines Blattes auf das nächste fiel, wie er neue Farbnuancen entstehen ließ, sie multiplizierte und wiederholte und sie in endlosen leuchtenden Spiegelungen und Brechungen variierte. Es war unglaublich, spektakulär. Noch eine Stunde zuvor hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass Ziegelsteinen in der wirklichen Welt eine derart nebensächliche Rolle vorbehalten war. Ich staunte und staunte.

Die ersten anderen Menschen, denen ich begegnete, hießen übrigens Bernd und Andreas und standen mit einer Flasche Bier in einem Garten am Bahndamm, und ich weiß noch, wie ich dachte: *Na, wenn das die Welt ist, in der ich von nun an leben werde, muss ich mir irgendwas einfallen lassen.* Aber von da an bin ich nie wieder zurück in den Kinderwagen. Auch wenn ich bei dem Gedanken, jetzt vollkommen ohne Kinderwagen auskommen zu müssen, kurzzeitig erschrak. So verhält es sich ja mit vielen Dingen, von denen wir annehmen, dass wir ohne sie nicht existieren können: Wir klammern uns an sie, weil wir glauben, dass sie lebensnotwendig sind. Aber lebensnotwendig ist nur

das wenigste. Kinderwagen gehören im Alter von vier Jahren nicht mehr dazu.

Ich ahnte jedenfalls, dass es nicht leicht werden würde. Also das Leben und alles. Allerdings ahnt das wohl jeder. Zumindest reduzierten sich aufgrund meiner durch die neue, aufrechte Körperhaltung geänderten Perspektive die Ziegelsteine auf ein erträgliches Maß. Ganz verschwunden sind sie nie, bis heute nicht.

Meine Mutter hat mich dann zurückgeholt und so etwas gesagt wie: »Also, sag mal!«

»Was?«, habe ich geantwortet.

Damit ist die Sache vom Tisch gewesen. Eigentlich hätte sie mich ja an die Hand nehmen müssen. Aber das konnte sie nicht, und mein Vater hat am Zaun gestanden und mit einem längeren Vortrag über einen chemischen Grundbaustoff angefangen. Das machte er immer, wenn er unsicher war oder neutral bleiben wollte. Dieses Mal referierte er über Chlorethanol. Wozu es gut ist, was man mit ihm machen kann und so weiter. Hinter dem Zaun lagerte irgendeine Fabrik Plastikfässer voller Säure. Ein schönerer Ort war für ihn unvorstellbar. Mein Vater liebte Chemie. Ausschließlich Chemie, nichts anderes. Weder meine Mutter noch mich. Trotzdem bin ich zu ihm hingegangen und habe mich demonstrativ neben ihn gestellt.

»Geh zurück in den Wagen!«, hat mein Vater gesagt, aber ich habe mit dem Kopf geschüttelt und bin stehen geblieben.

Einige Meter entfernt lauerte meine Mutter und beobachtete uns voller Misstrauen. Danach geschah eine geschlagene halbe Stunde nichts. Schließlich hat

mein Vater begonnen, sich mit der rechten Hand über das Kinn zu streichen. Von rechts nach links und dann wieder zurück. Voller Verwunderung über die nicht vorhersehbaren Kapriolen unseres Daseins, nehme ich an. Kommentiert hat er es natürlich nicht. Aber ich habe begonnen, mich unwohl zu fühlen. Weil ich verstanden hatte, dass er sich meinetwegen über das Kinn strich, dass ich der Grund für seine Verstörung, seine Nervosität war. Jetzt, nachdem ich den Kinderwagen verlassen hatte, wusste er nichts mehr mit mir anzufangen. Jetzt, wo ich beinahe wie ein Mensch aussah und in Kürze so groß wie meine Mutter sein würde, begann ich, ihn zu stören.

»Ich will dich nicht haben«, sagte er, ohne mich anzusehen. Er starrte auf eines der blauen Plastikfässer und zischte: »Du sollst verschwinden, hörst du?«

Ich bin aber neben ihm stehen geblieben. Da hat sich mein Vater gegen die Zaunlatten gepresst, ganz steif gemacht und versucht, so viel Abstand wie möglich von mir zu halten. Ich fand es lächerlich. Bernd und Andreas haben ihre Bierflaschen abgestellt und ihre Köpfe geschüttelt, und Mutter ist immer ein Stück die Straße herunter- und dann wieder zurückgerannt. Wer ihre Körpersprache deuten konnte, wusste, dass es sich dabei um ein Zeichen äußerster Unruhe handelte. Keine Frage, ich überforderte sie beide.

So viel ist sicher: Wenn ich an diesem Tag nicht aus dem Kinderwagen gesprungen wäre, würde ich heute noch von ihnen darin aufbewahrt werden. Weil es für sie der einfachste Weg gewesen war, mit mir fertig zu werden. Nun aber wussten sie nichts mehr mit mir

anzufangen. Sie fühlten sich hilflos. Sie mochten mich nicht. Sie fanden mich abstoßend. Ich nervte sie. Sie benahmen sich, als wäre ich selber schuld an der Tatsache, am Leben zu sein. Dass es sich anders verhielt, hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht erfahren, und ich bedauerte es, mich mit einer solchen Eigenmächtigkeit in ihr Leben gedrängt zu haben.

Ist das nicht seltsam? An dem Tag, als ich aus dem Kinderwagen kletterte, wurde ich sofort mit der Grundproblematik unseres Seins konfrontiert. Warum lebe ich, wozu bin ich da, was ist der Sinn des Ganzen? Es war fast ein wenig viel für den Anfang. Später habe ich dann erfahren, dass es auf diese Fragen keine Antworten gibt. Das hat die Sachlage völlig verändert, entspannt. Aber an diesem Tag war es anders, alles andere als entspannt. Ich bin herumgelaufen und habe mit beiden Händen gegen meinen Kopf geschlagen. Warum bin ich hier, habe ich mich gefragt, warum nur, warum? Dabei wusste ich ja nicht einmal, wo ich war.

Und das mit dem Sinn war noch um einiges komplizierter. Niemand brauchte ihn, aber jeder fragte danach. Wenn ich über den Sinn nachdachte, wurde ich sofort traurig. Weil es keinen Sinn hatte, über den Sinn nachzudenken. Die Frage nach dem Sinn konnte einen in die Verzweiflung treiben. Nichts war sinnloser, als über den Sinn nachzudenken. Man kam nicht weiter. Es war so, als besäße man keinen Kopf. Ich verstand nicht, wie das die Menschen ein Leben lang aushielten: nicht zu wissen, was, es aber trotzdem zu machen. Und genau dieser unhaltbare Zustand schien es zu sein, der auf mich wartete. Das ganze Leben als eine

einzigste Ungewissheit. Es würde kompliziert werden, so viel stand fest. Aber in den Kinderwagen habe ich mich dennoch nicht zurückgeseht, kein bisschen.

»Kein Kinderwagen mehr«, habe ich gesagt, »alles, aber kein Kinderwagen.«

»Das werden wir ja sehen«, hat meine Mutter geantwortet, die auf der anderen Straßenseite, also dort, wo mein Vater und ich sich nicht aufgehalten haben, gestanden hat.

»Da werden wir überhaupt nichts sehen!«, habe ich von der einen Straßenseite zur anderen herübergerufen.

»Und ob wir das werden!«, hat mein Vater gesagt und sich nach hinten gedreht, weil er vor mir gestanden hat.

»Nein!«, habe ich ihn angeschrien. »Nein!«

»Nicht in diesem Ton!«, hat sich meine Mutter von der Bordsteinkante der anderen Straßenseite aus erregt. »Weißt du denn nicht, was sich gehört?«

Natürlich wusste ich das nicht, woher auch?

Daraufhin haben meine Eltern unabhängig voneinander eine resignierende Bewegung gemacht, also die Augen verdreht und die Arme zur Seite gestreckt.

»Na toll«, hat mein Vater zu sich selber gesagt.

»Und nun?«, habe ich gefragt.

»Tja«, hat meine Mutter gesagt.

So ist das eine ganze Weile hin- und hergegangen, von der einen Straßenseite zur anderen, aber schließlich sind sich meine Eltern einig geworden, mich auch ohne Kinderwagen in ihrer Obhut zu behalten, als eine Art solidarischen Akt.

»Er ist ja vermutlich auch so eine Art Mensch«, sagte mein Vater.

»Was machen wir nun mit dem Kinderwagen?«, fragte meine Mutter und ging einen Schritt auf meinen sich an den Zaun klammernden Vater zu.

»Fass mich nicht an!«, brüllte er.

Da hoben Bernd und Andreas ihre Bierflaschen wieder auf und nahmen einen großen Schluck.

Auf dem Weg zu unserer Wohnung ist mein Vater noch immer auf der einen und meine Mutter auf der anderen Straßenseite gegangen und die Sonne hat hoch am Himmel gestanden und ihre Strahlen sind auf die Straße gefallen und der Erdboden war warm und plötzlich ist es mir unwahrscheinlich gut gegangen. Obwohl es eigentlich eine extrem schwierige Situation gewesen ist, extrem schwierig, weil ich das mit dem Sinn nicht herausfinden konnte und auch nicht wusste, ob ich nun mit meinem Vater oder meiner Mutter die Straßenseite teilen sollte – auf einmal habe ich es schön gefunden, am Leben zu sein. Ist das nicht kurios? Auf einmal ist es über mich gekommen. Weil die Sonne auf mich herab-, durch mich hindurch-, in mich hineingeschienen hat und es durch sie hell geworden ist, hell und warm und golden und still, war es überhaupt nicht mehr wichtig, warum ich auf der Welt war, wer die Schuld dafür trug und welchen Sinn es hatte. Es war einfach nur schön. Und diese Schönheit stand über allem.

Wir betraten das Ziegelsteingebäude, in dem wir wohnten, und es war fast wie sonst auch, nur, dass ich die Ziegelsteintreppen zu Fuß nach oben gestiegen bin

und der Platz, an dem immer mein Kinderwagen gestanden hat, leer geblieben ist. Ich bin dann in mein Zimmer gegangen und habe mich hingelegt, in mein Gitterbett, und das war gut so, denn in meinem Kopf hat sich alles gedreht, ungefähr so, wie sich in Bernds und Andreas Kopf immer alles gedreht hat, aber das habe ich zu dem Zeitpunkt natürlich nicht gewusst, erst, als sie mir einige Jahre später ein Bier ausgegeben haben, ist mir die Parallele aufgefallen, na ja. Ich lag also in meinem Gitterbett, sah zum Fenster hinaus, und die Ziegelsteine der Fassade des gegenüberliegenden Hauses beruhigten mich. Sie waren so überschaubar in ihrer einfachen, praktischen Struktur. Überschaubar, stabil und irgendwie schön. Ich dachte: *Egal, was passiert, die Ziegelsteine bleiben mir immer, die Ziegelsteine sind was fürs Leben.* Und dabei schlief ich ein.

2. Kapitel

Am nächsten Morgen kristallisierte sich deutlich heraus, dass meine Eltern die ganze Nacht an einer Lösung gearbeitet hatten, mich loszuwerden. Weil ich ihren Bewegungsspielraum drastisch einengte. Weil sie befürchteten, mit mir wäre ihr Leben zu Ende.

»Sag mal«, begann meine Mutter, »hättest du nicht Lust, in ein Kinderheim zu gehen?«

»Oder zur Armee?«, fragte mein Vater.

»Was?«, rief ich.

»Armee«, wiederholte mein Vater.

»Ich bin vier«, gab ich zu bedenken.

»Na und? Du siehst doch, was hier los ist!« Weil mein Vater mir nicht in die Augen sehen konnte, begann er zu schielen.

»Was ist denn mit deinen Augen?«, fragte ich.

»Sieh einfach nicht hin«, sagte meine Mutter.

»Es kommt von dieser Abnormalität in meinem Gehirn«, behauptete mein Vater.

»Wovon?« Meine Mutter schüttelte fassungslos den Kopf.

»Na, du weißt schon«, erklärte mein Vater.
»Jetzt red nicht so einen Unfug!«, sagte meine Mutter.
»Du wirst schon sehen!«, rief mein Vater.
»Sei nicht so hysterisch!«, ereiferte sich meine Mutter.
Plötzlich hörte mein Vater auf zu schielen.
»Was ist denn mit deiner Abnormität?«, fragte meine

Mutter.

Mein Vater winkte ab.

»Ich will zur Armee!«, sagte ich.

»Das ist keine Lösung«, sagte meine Mutter.

»Kann er nicht wenigstens in die Schule gehen?«,
fragte mein Vater.

»Natürlich nicht«, fauchte meine Mutter.

»Und wenn wir ihn verschenken?«, fragte mein Vater.

»Na, klar«, sagte meine Mutter, »verschenken!«

»Ja, was denn?«, fragte mein Vater, schob seine Brille nach oben und rieb mit Daumen und Zeigefinger seine Augen. Das linke mit dem Zeigefinger, das rechte mit dem Daumen.

»So kommen wir nicht weiter«, konstatierte meine Mutter.

»Und nun?«, fragte ich.

»Tja!«, sagte mein Vater.

Beiden stand die Angst ins Gesicht geschrieben, mich behalten zu müssen. Das tat mir leid, denn ich selbst konnte meine Eltern eigentlich gut leiden. Das ist ja relativ oft so. Jemand zeigt auf zwei Menschen und sagt zu dir: »Das sind deine Eltern!« Und schon hat man sie ins Herz geschlossen. Dafür müssen sie gar nichts tun. Man sieht sie an und denkt: *Was für nette Leute! Habe ich ein Glück! So hübsche Menschen! Und dann noch*

ein Mann und eine Frau! Damit hätte ich nun wirklich nicht gerechnet! Wie großartig ist das denn? Und überhaupt: Wer hätte gedacht, dass es auf dieser Welt tatsächlich zwei Leute gibt, die mit einem geradezu idealen Körperbau gesegnet sind und gleichzeitig die seltene Fähigkeit besitzen, mit ihrer Umgebung auf eine so ausgesucht sanfte Art zu kommunizieren! Ganz abgesehen von ihren geschmeidigen Bewegungen! Und dass diese Leute auch noch meine Eltern sind, das grenzt doch an ein Wunder, das ist doch so, oder etwa nicht?

Dieselbe Begeisterung konnten meine Eltern für mich leider nicht aufbringen. Weil ich den Kinderwagen verlassen hatte. Im Kinderwagen hatten sie mich gemocht, außerhalb des Kinderwagens konnten sie mich nicht ausstehen. Im Kinderwagen war ich ein Gegenstand gewesen, den man hier oder dort abstellen und zur Seite schieben konnte. Außerhalb des Kinderwagens war ich lebendig. Der Kinderwagen hatte ihnen den Umgang mit mir vereinfacht, mein Verlassen des Kinderwagens hatte ihn erschwert.

»Dass du den Kinderwagen verlassen hast, erschwert mir den Umgang mit dir bis ins Unerträgliche!«, sagte mein Vater.

Ich stand auf und trat ein paar Mal gegen die Wand.

»Was soll denn das jetzt?«, fragte meine Mutter.

»Na, überleg mal!«, sagte ich.

»Das Beste wird sein, ich bringe mich um!«, entschied mein Vater.

»Das Beste!«, rief meine Mutter. »Aha!«

»Na ja«, sagte mein Vater.

»Du spinnst ja!«, rief meine Mutter.

»Und wenn wir ihn zur Schule schicken?«, begann mein Vater von Neuem.

»Er ist vier«, sagte meine Mutter.

»Was machen wir bloß?«, stöhnte mein Vater.

Zuletzt war ihnen der Kindergarten eingefallen.

Im Kindergarten sah ich zum ersten Mal andere Kinder. Sie waren so etwas wie ein drittes Geschlecht. Eines, das Strumpfhosen trug und immerzu einen Hügel hinauf- und hinabließ. Sie ähnelten weder meinen Eltern noch Bernd und Andreas, und die Kindergärtnerinnen waren böse und zwangen die Kinder, Milchreis zu essen. Milchreis oder Puddingsuppe mit Haut obendrauf.

Im Kindergarten gab es nur einen einzigen Mann: Den Hausmeister. Der Hausmeister trug einen Kittel aus ausgewaschenem, blauem Stoff, seine Hände rochen nach Terpentin, und sein Gesicht war zerfurcht, so zerfurcht, dass es schien, er besäße drei Gesichtshälften, und wenn seine Katze zu Hause zu viele Junge bekommen hatte, brachte er sie mit und warf sie am Morgen in den brennenden Heizungssofen. Ja, wirklich. Andere steckten sie in einen Sack und ertränkten sie in einem der Teiche hinter der Stadt. Das war so. Niemand braucht zweihundert Katzen zu Hause, niemand. Das Furchtbarste am Hausmeister aber war der Staubsauger. Wenn der Hausmeister den Staubsauger in Gang setzte, geriet ich in Panik. Der Staubsauger war lauter als jedes Kraftwerk und saugte die Dinge in ein schreckliches Nirwana. Wenn man nicht aufpasste und zu nahe an den Schlauch geriet, konnte es geschehen, dass man selbst von ihm erfasst und in einen staubigen

Andromedanebel aus völlig verdreckter Materie verschleppt wurde. Ich wollte nicht dorthin. Um keinen Preis. Hier war es auch nicht so besonders, aber mein Dasein in einem Universum aus schmutzigen Fusseln zubringen zu müssen, flößte mir maßlose Angst ein. Wenn mich die Kindergärtnerinnen beim Mittagessen zwangen, auf dem Teller schwimmende Milchhaut zu trinken, hatte ich es schon satt, aber wenn der Hausmeister seinen Staubsauger einschaltete, verlor ich jeden Lebensmut.

Einmal, irgendwann an einem Vormittag, kam ein Junge zu mir, er hieß Holger.

»Willst du mit mir spielen?«, fragte er.

»Warum?«, fragte ich zurück.

Da ist er weggelaufen, und ich bin hinüber zu dem Hügel in der Mitte der Spielwiese gegangen, dorthin, wo das Klettergerüst stand, und habe mich zehn Mal herunterrollen lassen. So lange, bis eine der Kindergärtnerinnen gekommen ist.

»Aber sonst geht's dir gut?«, hat sie gefragt.

»Nein«, habe ich geantwortet.

Da hat sie mich an der Schulter gepackt, zu sich herübergezogen und »Zieh deine Strumpfhose hoch!« gesagt. »Das sieht ja schlimm aus!«

Ich habe die Strumpfhose hochgezogen, aber es hat keineswegs besser ausgesehen, nicht ein bisschen. Trotzdem hat die Kindergärtnerin zufrieden genickt und »Na, siehst du!« gesagt. Alle Kinder haben begonnen, zu mir herüberzuglotzen, und ich stand da mit meiner bekloppten, bis knapp unters Kinn nach oben gezogenen Strumpfhose. Es war so peinlich.

Ich habe später nie wieder »warum« gefragt. Ich habe es einfach nicht mehr gemacht. Ich habe »ja« oder »nein« gesagt, und damit ist es gut gewesen. Weil ich begriffen habe, dass man die Frage nach dem Warum sowieso nicht beantworten kann. Wer nach dem Warum fragt, rührt an der Absurdität unseres Seins. Warum leben wir, warum rast unsere Erde durch das All, warum bin ich einen Meter zwanzig groß und trage eine grüne Strumpfhose, unter deren Stoff sich meine spitzen Knie auf die entsetzlichste Weise abzeichnen? Man muss es nicht wissen. Als ich begonnen habe, mir über das Warum Gedanken zu machen, ist mir die Erbärmlichkeit unserer Existenz an einer bis hoch zur Brust gezogenen Strumpfhose deutlich geworden. Das ist mir eine Lehre für immer gewesen. *Damit komme ich nicht weiter*, habe ich gedacht. *Dieses Warum macht ja alles noch schlimmer, als es ohnehin schon ist. Wenn dir daran gelegen ist, verrückt zu werden, dann brauchst du nur nach dem Warum zu fragen, sonst nicht.* Also habe ich es nicht mehr gemacht.

Übrigens wollte der Junge, der Holger hieß, schon am nächsten Tag wieder mit mir spielen. Da habe ich irgendetwas anderes gesagt, um ihn abzuwimmeln. »Ich spiele nicht mit fetten Kindern« oder etwas Ähnliches. Auf einmal hat er seine Faust geballt und mir zwei Mal in den Magen geboxt. Was für ein Blödmann! Oben, aus dem Küchenfenster drang der Geruch von Puddingsuppe ins Freie, und ein Stück entfernt fummelte der Hausmeister an seinem Staubsauger herum. Es war der reinste Horror.

Zum Glück war der Kindergarten aus Ziegelsteinen gebaut worden. Die Ziegelsteine haben diese vollkommen verdrehte Welt wieder zurechtgerückt, sie wieder solide gemacht. So lange jedenfalls, bis mich meine Mutter abholte und zurück nach Hause brachte. Mein Vater saß auf einem Stuhl und berechnete chemische Formeln, Fluorapatit zum Beispiel oder Aluminiumsulfat.

»Ist er schon wieder da?«, fragte er. »Ich dachte, er bleibt auch nachts im Kindergarten.«

»Nachts!«, wiederholte meine Mutter und schüttelte den Kopf.

»Na, was denn?«, beschwerte sich mein Vater. »Glaubst du etwa, nachts brauche ich keine Ruhe?«

»Nachts ist der Kindergarten geschlossen«, sagte meine Mutter.

»Dann schick ihn wenigstens ins Bett!«, verlangte mein Vater. Dabei sah er weder meine Mutter noch mich an, sondern blickte zwischen seinen gebeugten Beinen nach unten auf den Boden. Mein Vater besaß außer seinen Nachkriegsarmen, also sehr dünnen, sehnigen Armen, deren helle Haut von Sommersprossen übersät war, auch Nachkriegsbeine. Genauso dünn, sehnig, weißhäutig, voller Sommersprossen und ohne jede Muskulatur. Zwischen diesen Beinen starrte er auf den Boden.

»Er ist auch dein Kind!«, beklagte sich meine Mutter. »Bring du ihn doch ins Bett!«

»Nun mach aber mal einen Punkt!«, rief mein Vater und blickte noch intensiver auf den Boden. »Glaubst du etwa, Mahatma Gandhi hat seine Kinder selber ins Bett gebracht?«

»Mahatma Gandhi!«, seufzte meine Mutter.

»Ja, Mahatma Gandhi!«, bekräftigte mein Vater.

Mein Vater vergötterte Mahatma Gandhi. Gandhi war sein Guru, sein Messias, sein Meister. Allein den Namen Gandhis zu erwähnen, machte ihn glücklich. Mehrmals stündlich hob er seinen Kopf und sagte ohne jeden erkennbaren Anlass: »Gandhi.« Danach blickte er wieder zwischen seinen Beinen auf den Boden und schwieg.

»Das Universum Gandhi«, sagte er jetzt und sah zum Wohnzimmereschränk hinüber, in dessen Vitrine eine Schellackplatte stand, auf der eine Rede Gandhis festgehalten worden war.

Die Platte war seine Reliquie, auch wenn er die Stimme Gandhis darauf noch nie gehört hatte, was daran lag, dass unser Plattenspieler Schellackplatten nicht wiedergab. Man konnte sie auf den Plattenteller legen, die Nadel aufsetzen und den Motor einschalten. Doch Gandhi schwieg. Auf unserem Plattenspieler waren James Last oder Kurt Edelhagen, manchmal auch Ray Conniff zu hören, aber ein Gigant wie Mahatma Gandhi gab nicht den geringsten Ton von sich. Trotzdem wusste mein Vater alles über Gandhi. Zum Beispiel, dass er auf die Idee mit dem passiven Widerstand gekommen war. Den passiven Widerstand fand er großartig. Mein Vater leistete jeden Tag passiven Widerstand. Gegen meine Mutter, gegen mich, gegen die in seinen Augen untragbaren gesellschaftlichen Verhältnisse.

Aber da war noch etwas. Seit einiger Zeit arbeitete er an der Gandhi-Formel. Um die Welt besser zu machen. Er war sich absolut sicher, dass sich Dank der Gandhi-Formel die Evolution einen entscheidenden Schritt nach vorn bewegen würde.

»Durch die Gandhi-Formel wird es zu einer noch nie dagewesenen positiven Veränderung des menschlichen Bewusstseins kommen«, behauptete er. »Die Gandhi-Formel ist der schnellste Weg zum Kommunismus.« Auf den Kommunismus stand er auch ein bisschen. »Die Gandhi-Formel wird ein Segen für die Menschheit«, sagte mein Vater. »Mit der Gandhi-Formel werden wir den Weltfrieden erreichen!«

Meine Mutter hielt ein Bügeleisen in der Hand. »Ich muss mal an den Tisch«, sagte sie.

Mein Vater befand sich woanders, er bemerkte sie nicht einmal. »Wenn es doch jetzt schon einen Weg gäbe, Gandhi noch näher zu kommen«, sagte er.

»Versuch es doch mal mit einem Nagelbrett!«, empfahl meine Mutter. Sie dachte praktischer als mein Vater, realistischer. Deswegen war sie noch verzweifelter als er. Dass sie religiös war, machte es nicht besser. Religionen helfen in praktischen Dingen überhaupt nicht. Aus diesem Grund stehen die Zeugen Jehovas auch nie vor Baumärkten. Doch das nur nebenbei. Meine Mutter stellte das Bügeleisen weg und sagte zu mir: »Ich bringe dich jetzt ins Bett!«

»Ich gehe schon selber«, sagte ich.

»Wie du willst!« Meine Mutter griff wieder zum Bügeleisen und schob meinen Vater zur Seite. »Na, dann schlaf gut!«

»Mache ich«, sagte ich.

Ich ging über den Flur in mein Zimmer, zog meine Strumpfhosen aus und legte mich auf mein Bett. Draußen wurde es langsam dunkel. Die Nacht kam und färbte die Dinge schwarz, die Dächer, die Fenster,

zuletzt die Ziegelsteine. Eigentlich hätte ich längst schlafen sollen, aber ich schlief überhaupt nicht.

Ich lag an der Wand zum Nebenzimmer und hörte zu, wie sich dort meine Eltern miteinander stritten.

Es begann ganz harmlos.

»Ist dir schon einmal aufgefallen«, fragte mein Vater, »dass wir immer von unten nach oben beißen?«

»Was?«, fragte meine Mutter.

»Ich habe dich gefragt, ob dir schon einmal aufgefallen ist, dass wir immer von unten nach oben beißen«, wiederholte mein Vater.

»Nein«, sagte meine Mutter, »das ist es nicht.«

»Es ist aber so«, fuhr mein Vater fort. »Immerzu beißen wir von unten nach oben. Beim Abbeißen, beim Durchbeißen, beim Daraufbeißen, immer beißen wir von unten nach oben, beim Hineinbeißen ebenfalls. Nur beim Anbeißen beißen wir von oben nach unten. Sieh dir jemanden an, der anbeißt. Angebissen wird immer von oben nach unten und nicht, wie bei allen anderen Beißtechniken, von unten nach oben!«

»Ich beiße auch beim Anbeißen von unten nach oben«, erwiderte meine Mutter. »Von oben nach unten beißen geht überhaupt nicht.«

»Das ist wieder einmal typisch!«, rief mein Vater. »Immerzu behauptest du, dass etwas nicht geht, selbst wenn längst bewiesen ist, dass es durchaus geht. So wie beim Anbeißen, das von oben nach unten geschieht und nicht von unten nach oben, wie du behauptest!«

»Anatomisch gesehen ist das Von-oben-nach-unten-Beißen überhaupt nicht möglich«, verteidigte sich